

Einführung zur Ausstellung *Steine und Stämme* von Stefan Wehmeier
23. Sept. 2014
IHK-Akademie München, Westerham

Meine sehr geehrten Damen und Herren,

Steine und Stämme

„Ein Gefühl der tiefsten Einsamkeit überkam mich jedes Mal unbesieglich ...“ bis:
„drin das Wasser regungslos, wie eine versteinerte Träne“. (Stifter Hochwald,
Reclamausgabe S. 5-6)

„Gleich / Schilf im Wasser / zeichne ich / Linien ins Dasein / Durchstreife Gebirge / in
Grautönen / und stürze / über Schneebretter / ins tiefe Grün / der Steine“ (Stefan
Wehmeier, Gedichte, Katalog Arigona 2012)

Steine und Stämme

Zwei Texte von Künstlern, die zugleich Maler und Dichter sind. Es liegen etwa 160 Jahre zwischen ihnen. Und doch erscheinen sie uns verwandt. Der erste Text ist von Stifter, ich zitierte aus dem Beginn der Erzählung „Hochwald“, erschienen 1855, der zweite ist ein Gedicht von Stefan Wehmeier, veröffentlicht 2012. Im ersten wird Landschaft als Auge erlebt, ein untrügliches, unbewegtes Auge, das uns misst, in seiner Ungerührtheit unser Maß bestimmt, uns anblickt, damit wir uns erkennen, wie in einem Spiegel, unser In-der-Welt-sein erkennen als ein „natürliches“, immerwährender Umformung und Zerstörung und damit den Gezeiten von Werden und Vergehen unterworfen. Im zweiten wird Natur, Landschaft und deren Maserung und Farbpalette als Lehrmeisterin des Zeichnens, Bildens, kurz des schöpferischen Tuns erkannt bzw. beschworen (gleich Schilf im Wasser zeichne ich Linien ins Dasein). Auch hier: Natur als Spiegel, als Folie für Erkennen, vor dem Hintergrund des Vergehens.

Nähern wir uns auf diesen Textpfaden der künstlerischen Haltung von Stefan Wehmeier, so nähern wir uns ohne Zweifel einer Haltung, die das Kerngebiet romantischen Kunstverständnisses berührt. Wobei ja das „Romantische“ nichts Abgeholtenes ist, nichts, das wir mit der Moderne überwunden hätten. Das „Romantische“ – so meine ich – ist die immer wieder auch vor das moderne bzw. postmoderne Bewusstsein tretende ungelöste Frage nach dem Grund unseres Wissens. Romantik als Kritik der rationalen Vernunft, deren „Rationalität“ als „Überwindung des Mythos“ ja selbst wieder ein Mythos wurde, ist alles andere als obsolet, sondern notwendig aufsässige Korrektur der Moderne. Das „Romantische“ stellt immer wieder die Frage: trägt uns das rational-deduktive Wissen von der Welt oder trügt es uns nur? Wie entsteht „Erfahrung“, „Welt-Erfahrung“ – durch Analyse, durch Dekonstruktion oder durch Intuition und Assoziation und träumerische Verknüpfung von Ungewusstem? Und auf die bildende Kunst bezogen: Was heißt sehen? Heißt es vielleicht: angeschaut werden? Was heißt erkennen? Heißt es vielleicht: erkannt werden?

Stefan Wehmeier hat diese Ausstellung, die einen guten Überblick über Arbeiten auf Leinwand und Papier aus den letzten 10 Jahren bietet, und – quasi in einem Post scriptum – auch Tonarbeiten aus dem letzten Jahr zeigt, – auf die komme ich noch gesondert zu sprechen – er hat diese Ausstellung „Steine und Stämme“ genannt, nach dem Titel einer der hier ausgestellten Leinwände. Es geht ihm sicher nicht nur um die schöne Alliteration, sondern um etwas Programmatisches. Titel wie Bildinhalt – ja es sind Stämme und Steine zu erkennen, ja es gibt Gegenständliches, Auffindbares – verweisen auf „Natur“, auf Landschaft, auf etwas, das man kennen könnte. Aber können wir die Landschaften, Gegenstände, Bildinhalte von Wehmeiers Arbeiten kennen? Ist es nicht eher so, dass wir sie zu kennen meinen, wenn wir die Augen schließen, viel eher, als wenn wir sie öffnen? Sind diese, in sich mehrfach gestaffelten, manchmal wie zusammengesetzt wirkenden „Gegenden“ solche, die wir „draußen“ finden, oder sind sie nicht viel eher „drinnen“, in uns, gebildet aus unseren Assoziationen, Erinnerungen, unseren Träumen von Landschaft?

Aufzeichnungen von Orten, wo wir noch nie waren, wo wir uns aber bestens auszukennen scheinen. Welches Heu schwebt so im Raum wie in der „Heuernte“, einer Papierarbeit von 2010? Welche drei Linden stehen so in der Landschaft, wie die „Drei Linden“ auf einer Leinwand von 2013? Und wo in welcher „Wirklichkeit“ sind diese weißen Flächen zu finden, weiße Flecke, die das Bild zugleich durchsetzen wie tragen, wie beispielsweise in der Leinwand-Arbeit Ronahi von 2010? „Ich will nicht abbilden“, sagt der Künstler. „Das Gegenständliche wird in meinen Bildern beschworen und zerstört, mal mehr, mal weniger. Ich will Assoziationen freisetzen.“ Für Wehmeier „ist die Perspektive kein Thema“. Es geht also nicht um das „Abbild“. Was ist dann Thema? Gibt es ein Thema?

Spiegeln, freisetzen, zerstören, neu schaffen

Eingangs sprachen wir von der Landschaft als Auge, das uns anblickt. Uns liest. Zu uns spricht, damit wir uns erkennen. Unbeweglich, ungerührt. Wir im Angesicht des „Naturauges“, die Natur als Spiegel unserer selbst, unserer Natur. Nicht: das Bild als Spiegel der Landschaft sondern die Landschaft als Spiegel des Bildes.

Die gute alte Abbildfunktion wird hier in einem, man kann schon sagen, raffinierten Vexierspiel gedoppelt: Nicht der Maler „spiegelt“ die Natur sondern die Natur spiegelt den Betrachter, indem sie – wie ein Bildgenerator – wie ein aktiver Spiegel Befindlichkeiten, Bedeutsamkeiten, Gestimmtheiten im Wahrnehmenden bündelt und zum bildnerischen Ausdruck bringt. „Wenn’s schnell gehen muss auf Papier – wenn ich Zeit habe, langsam und schichtweise auf der Leinwand“, so der Künstler. Und in diesem so unpräzisen „schnell“ oder „langsam“ steckt einiges mehr als die bloße Charakterisierung eines vom gewählten Material bestimmten Arbeitsvorgangs. Denn die Dynamik des „Schnell“ oder „Langsam“ ergreift auch den Betrachter. Mir geht es so, vor welcher der Arbeiten Wehmeiers ich auch stehe, ich fühle mich eingeladen, einen Schauplatz zu betreten. Einen Schau-Platz, ganz wörtlich, auf dem der Kampf der Gestaltwerdung ausgetragen wird. „Schnell“ oder „langsam“. Ist es nicht so?

Selten steht das Bild fest vor uns, wie in den kompakten Farbkompositionen aus den früheren Werkphasen. In den jüngeren Arbeiten, das sind auch die, die wir als „gegenständlicher“ erleben, scheint es, als wären wir unsichtbar Teil des Bildes, als wären wir selbst schon in den Bildraum mit eingetreten. Wie geschieht das? Indem der Maler Platz macht. Er tritt beiseite und lässt Platz für den Betrachter. Er breitet, in einigen Arbeiten schon fast zitathaft, den weißen Grund aus, das Nicht-Bild, das erst das Bild trägt. Den weißen Fleck – das Skotom –, der unser Sehen beeinträchtigt und erst ermöglicht. Den weißen Grund des Nichts, der – uns umgreifend – den Eintritt ins Bild erlaubt. Aber auch dieses „Beisitetreten“ hat etwas Doppelbödiges, Reflektiertes, ja Spielerisches. So geht es mir beispielsweise mit der Arbeit „Arigona“, einer Leinwand von 2010. Vordergründig Stämme, ein Blätterdach, aber worauf gründet und bezieht sich dieser Vordergrund: auf Nichts, auf den weißen Grund der Leinwand, in den noch eine undefinierbare Gestalt gesetzt ist, nicht gegenständlich, nur energetisch zu begreifen. Insgesamt dennoch ein Bild der Ruhe, ein „langsames“ Bild. Ein Bildkörper (man beachte den bemalten Leinwandumschlag). Ein wunderbar ausgehörter Dreiklang aus Figürlichem (Stamm und Blätterdach), Ungegenständlichem (energetisches Farbbündel) und dem weißen Malgrund. Und dann: dann bricht der Maler die Illusion des weißen Grundes, indem er plötzlich und unvermittelt diesen so wunderbar passiven, permissiven, permeablen Raum angreift und doch wieder als „Bild“ inszeniert, oben links wird eifrig Weiß gepinselt, hier wird der Betrachter wieder aus dem Bildraum gekippt, in dem er sich gerade anfang, heimisch zu fühlen. Für mich besteht in dieser Spannung, in diesem reflektierten Spiel mit mehreren Illusionen gleichzeitig und der Lust an der Störung/Zerstörung einer der besonderen Reize der Arbeiten von Stefan Wehmeier.

Er wird vielleicht sagen, gar nicht so reflektiert, eher gespürt. Sei's drum. Der Bruch, die mal deutliche, mal versteckte Störung des auf den ersten Blick Dekorativen, Anmutigen, die mal mehr, mal weniger verborgene Inszenierung eines Konflikts, alles trägt dazu bei, die Bilder in der Schweben und damit den Betrachter in Bewegung zu halten.

Dazu kommen noch die oft hermetischen Titel, die „den Bildern zuwachsen“, wie Wehmeier sagt. Oft haben sie einen ganz speziellen Lebensbezug, oft aber taugen sie nur als Träger für Assoziationen. Aber die Titel sind immer kleine zusätzliche „Vorstellungs-Generatoren“, die uns und unsere Wahrnehmungskraft in Bewegung setzen.

Das Spiel von Aufbau und Zerstörung und damit Neu-Schöpfung spielt Wehmeier in einem für ihr relativ neuen Metier besonders deutlich aus: in einer Serie von Tonarbeiten, die sich alle auf ein Selbstportrait aus dem Jahre 1989 beziehen. „Köpfe“, so Wehmeier „erhalten durch Zerstörung/Veränderung im weichen Ton-Zustand eine neue Form, soll heißen, die Zerstörung wird hier als kreatives Moment genutzt und erschafft dabei eine neue, eigenständige Form“.

Dass Wehmeier ein sich immer weiter perfektionierender Techniker ist, muss man nicht betonen, dass das Hand-Werkliche ihm wichtig ist, der mit einer Handwerkerlehre seine Karriere begann, sieht man in jeder Arbeit. Dass ihm das „Schöne“ wichtig ist, als eine intrinsische Kategorie der Wirklichkeit, das lesen unsere Augen aus der freien wie beherrschten formalen Kraft seiner Bilder. Dass er musikalisch ist, spürt man aus dem Rhythmus seiner Formen und Farben. Und dass der leichte, zuweilen fast überfrohe Ausdruck seiner Bilderfindungen auf einer schmerzlichen Gewissheit der Vergänglichkeit alles Irdischen gründet, ist erfahrbar in der kargen Ausgesetztheit mancher seiner Figuren und nicht zuletzt hörbar in seinen Texten. So spricht der Künstler in einem Gedicht aus dem Jahr 2012: Narben unter / wucherndem Boden / Hat die Stille / ihr Graun verloren / verkörpert nichts / als Erinnerung / Fast trügerisch / Die Landschaft wild / gewellt / die Erde nicht verheilt / in Rufweite / ein Raunen

Ich danke Ihnen.

Nikolaus Brass

Westerham, 23. 9. 2014